

PETRUS CEELEN

Die Kunst des Schweigens

Trost in Trauer
und Leid

camino.



Leseprobe

Ein CAMINO -Buch aus der
© Verlag Katholisches Bibelwerk GmbH, Stuttgart 2016
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Finken & Bumiller, Stuttgart
Umschlagmotiv: © Thomas Vogel/iStock.com
Satz: B. Herrmann, Freiburg
Druck und Bindung: finidr s.r.o., Český Těšín
Printed in the Czech Republic

www.caminobuch.de

ISBN 978-3-460-50037-2

Inhalt

Leseprobe

Am Anfang war das Wort

Trost, Treue, Vertrauen 7

1. Tröster vom Dienst

Davon kann ich ein Lied singen 13

2. Seid still, bitte seid still!

Gegen das Gerede 22

3. Kraftquellen

Gedanken – Gebete – Geschichten 29

4. An der Hoffnung festhalten

*Weihnachtsfeier im Hospiz Haus Maria Frieden** 39

5. Ich bin ja da!

*Wie eine Mutter ihr Kind tröstet ...** 46

6. Der Glaube hat einen Haken

Er hängt am Kreuz 55

7. Was dir hilft: Weinen

Der Trost der Tränen 63

8. Die vorletzte Seite	
<i>Der letzte Trost</i>	70
9. Licht im Dunkel	
<i>Eine Sternstunde</i>	78
10. Die Trauerfeier	
<i>So oder so – aber nicht so</i>	85
11. Trostbedürftige trösten	
<i>Trostlieder</i>	93
12. Werner, warum?	
<i>Abschied bei einem Suizid</i>	101
13. Natürlich	
<i>Zurück zu den Wurzeln</i>	110
14. Mit dem Herzen	
<i>Trauernde verstehen</i>	116
15. Was mich tröstet	
<i>Auf dem Weg durch die Trauer</i>	125
Das Wort ist am Ende	
<i>Es bleibt der Trost</i>	132
Textnachweis	134

Am Anfang war das Wort *Trost, Treue, Vertrauen*

Heutzutage lassen sich die Menschen nicht mehr so einfach trösten wie früher. Da galt das Leben nur als kurze Durchgangsstation in den Himmel. Trost steht immer noch unter dem Generalverdacht der Vertröstung. Ohne Trost können wir aber Leid und Trauer kaum bewältigen. Untröstlich zu sein ist ein ganz tiefer Schmerz. In der Not keinen Trost zu finden, macht einsam und matt. Wir verlieren die Lebensfreude. Wenn die Seele leidet, verliert auch der Leib seine Antriebskraft. Wer sich getröstet weiß, kann vieles tragen, auch Rückschläge ertragen. Trost ist sprachlich verwandt mit Treue und Vertrauen und auch mit dem englischen »trust« und »true = treu, wahr«. Auf was können wir uns wahrhaft verlassen? Ist der Trost des Glaubens verlässlich? Wem kann ich trauen?

Obwohl ich seit mehr als vierzig Jahren Menschen in Leid und Trauer beistehe, verfüge ich nicht über das Wissen, wie trösten geht. Als »Berufströster« habe ich keinen Vorrat an Trostworten, die ich je nach Situation und Bedarf einsetzen kann. Ich weiß oft nicht, was sagen. Auch im Gefängnis Krankenhaus auf dem Hohenasperg habe ich

gespürt, wie Worte vielfach versagen. Und in der Knastkirche klingen die Lobgesänge auf den »Gott allen Trostes« falsch. Das Los vieler Gefangenen ist trostlos. »Tröster vom Dienst« auf dem Tränenberg – davon kann ich ein Lied singen (Kapitel 1).

Über Suzys Krankenbett hing ihr selbst gemalter Clown. Darunter hatte sie geschrieben: »Wenn ihr nichts zu sagen habt, seid still, seid bitte still.« Am Bett eines unheilbar Kranken wird oft viel dummes Zeug geredet. Auch die Trost- worte für Trauernde sind vielfach nichtssagend. Gegen das Gerede rede und schreibe ich an (Kapitel 2).

Wir geraten immer wieder an die Grenzen unseres Daseins, werden urplötzlich mit unserer Endlichkeit konfrontiert. Ein Unfall, ein Herzinfarkt, Krebs, ein Schlaganfall ... Um das Schwere im Leben zu bestehen, brauchen wir Kraftquellen: Gedanken, Gebete, Geschichten. Für manche ist Musik die Quelle zum Auftanken (Kapitel 3).

Unsere Mutter war guter Hoffnung, als wir in ihrem Schoß heranwuchsen, obwohl sie durchaus Grund hatte, Angst zu haben. Sterben macht auch Angst. Das wissen die Menschen, die mit dem Tod vor Augen leben müssen. Im Hospiz »Haus Maria Frieden« gedenken wir bei der Weihnachtsfeier jedes Jahr der Verstorbenen und halten uns fest an der Hoffnung, dass sie »drüben« gut angekommen sind (Kapitel 4).

Die mütterliche Seite Gottes wurde lange, allzu lange unterschlagen. Gott war der »Richter Gnadenlos«. Die

Bibelstellen über den strafenden Gott sitzen bei vielen von uns noch ganz tief. Zu viel Furcht und Angst, viel zu viel Drohen mit dem Knüttel der Sünde. Viel zu wenig Frohe Botschaft, zu wenig Mutter Gott: »Ich bin ja da! Wie eine Mutter ihr Kind tröstet, so tröste ich euch« (Kapitel 5).

Das Leid lässt sich nicht wegtheologisieren. Der Glaube hat einen Haken. Er hängt am Kreuz. Wir können das Kreuz abhängen, aber das Leid nicht abhaken. Wie kann ein gütiger Gott all das Elend zulassen? Die Frage der Theodizee fängt bei uns selbst an. Warum habe ich diese Krankheit? Warum muss ich sterben? Aber wenn er nicht einmal seinem eigenen Sohn hilft: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?! (Kapitel 6).

Was dir hilft: Weinen. Tränen sind bitter, aber es tut gut, das Bittere herauszuweinen. Dadurch löst sich der Schmerz. Tränen klären den getrübbten Blick. Augen, die geweint haben, sehen klarer. Früher baten die Menschen Gott, um die Gabe der Tränen. »Wenn du weinen kannst, so danke Gott.« Der Trost der Tränen hilft Menschen, Leid und Schmerz zu überwinden (Kapitel 7).

Im Alter fangen wir an, das Leben vom Ende her zu sehen. Morgens lesen wir zuerst die Todesanzeigen. »Plötzlich und unerwartet ...« – »Mitten im Leben ...« – »Nach langer Krankheit ...« Wir schauen auf die Jahreszahlen. Die vorletzte Seite hat es in sich: ein weises Wort, ein guter Spruch, ein Bibelvers. Der letzte Trost (Kapitel 8).

Nur die Hinterbliebenen wissen, wie dunkel die Nacht der Trauer sein kann. Sie sehnen sich nach Licht im Dunkel. Eine brennende Kerze tut der Seele gut. Und auch die Sterne am Himmel leuchten tröstend in das Dunkel der Trauer. Manche Erinnerung kann eine Sternstunde sein (Kapitel 9).

Eine »schöne Trauerfeier« hilft den Hinterbliebenen, den geliebten Menschen gehen zu lassen. Abschied nehmen kann auf vielerlei Weise geschehen. Auch bei der Musik gibt es kein Richtig oder Falsch. So oder so – aber nicht so, dass der Abschied nicht im Sinne des Verstorbenen ist (Kapitel 10).

Dietrich Bonhoeffer und Jochen Klepper waren sogar im Tod noch ganz groß. Ihre Trostlieder geben Halt in aller Not und Traurigkeit. Viele finden bei der Trauerfeier auch Trost in den Liedern von Andreas Gabalier und Ludwig Hirsch. Trostbedürftige trösten Traurige (Kapitel 11).

Ein Suizid hinterlässt eine besonders schmerzliche Wunde, eine Wunde fürs Leben. Da hilft kein Trostpflasterchen, auch kein frommes. Die Gründe für eine Selbsttötung mögen noch so verschieden sein, die Frage bleibt: Warum? Werner, warum? Die Abschiedsfeier sucht ihm gerecht zu werden (Kapitel 12).

Der Tod gehört zum Leben. Natürlich. Immer mehr Menschen möchten unter einem Baum bestattet werden. Zurück zu den Wurzeln. Im Wald-Friedhof übernimmt Mutter Natur die Grabpflege. Nicht (mehr) gießen müssen.

Keine Mauer, keine Grabsteine, kein Schmuck. Nur Natur. Der Trost der Bäume (Kapitel 13).

Getröstet werden ist schwer. Trösten auch, zumal wir Trauernde oft nicht verstehen. Viele fühlen sich auch von den eigenen Angehörigen unverstanden. Rational ist manches, was Hinterbliebene tun, nicht verständlich. Aber wir können es versuchen zu verstehen: mit dem Herzen. Verständnis haben auch für die unverstandene Trauer (Kapitel 14).

Was mich tröstet, kann für jeden Trauernden etwas anderes sein. Trost ist nicht übertragbar. Manche Hinterbliebene trösten sich damit, dass der geliebte Mensch einen »schönen« Tod gestorben ist. Manchmal bringt ein Traum Trost. Ein einfühlsames Wort, eine herzliche Geste, eine stille Umarmung, eine wohltuende Begegnung, ein Sonnenaufgang können Krücken sein auf dem weiten Weg durch die Trauer (Kapitel 15).

Was ich noch sagen möchte: Und ist das Wort am Ende, es bleibt der Trost.

1. Tröster vom Dienst

Davon kann ich ein Lied singen

Auf dem schwäbischen Tränenberg, dem Hohenasperg, habe ich in siebzehn Jahren unzählige Gefangene weinen sehen. Tränen um ein verpfushtes Leben. Tränen um die begangene »Missetat«. Tränen der versäumten Chancen. Bittere Tränen der Reue. Tränen, die unter die Haut gehen. Manche Gefangene lassen sich in Haft eine Träne unters Auge tätowieren, die sogenannte »Knastträne«. Sie steht meist für eine längere Zeit im »Bau«. Alle zehn Jahre darf eine neue hinzukommen. Knasttränen kann auch der »Tröster vom Dienst« nicht trocknen. Was willst du Menschen Tröstliches sagen, die schon lange im »Loch« sitzen? Womit Menschen trösten, die gefangen *und* krank sind? Wie soll ein Mensch hinter hohen Mauern und Stacheldraht, hinter Gittern und verschlossenen Türen gesunden? Unheilbar kranke Insassen haben Angst, dass sie erst »mit dem Kopf unter dem Arm« entlassen werden. Womit Menschen trösten, deren Los trostlos ist? Vater Staat erwartet vom »Tröster vom Dienst«, dass er beruhigend auf die Gefangenen einwirkt. Er soll Insassen, die durchdrehen und ihre Zelle demolieren, zur Ruhe

mahnen. Ich kam mir manchmal vor wie einer, der nur Placebos verteilt. Hier ein gutes Wort, dort eine kleine Ermunterung, hier ein wenig Zuspruch, dort ein wenig Trost.

Und ist auch der Gefängnisgottesdienst nicht ein Beruhigungsmittel? Da verkündest du den Gefangenen, dass sie frei sein sollen, während die »Schließer« hinten in der letzten Reihe mit dem Schlüsselbund klappern. Da predigst du Menschen von einem gnädigen Gott, die oft die ganze Härte des Gesetzes zu spüren bekamen. Ich höre immer noch, wie Rudi, ein Lebenslänglicher, heftig protestiert: »Was habe ich von Gott, dem gnädigen Richter? Davon kann ich mir nichts kaufen. Ich habe schon mehrere Gnadengesuche geschrieben, aber auch nach vierundzwanzig Jahren Haft kennt mein Herr Richter immer noch keine Gnade.« Im Knast kannst du keine Predigt vom Blatt ablesen. Die »Knackies« nehmen dir dein schönes Konzept aus der Hand, die Worte aus dem Mund. »Sie reden da so schön von Versöhnung und Vergebung. Dann kommen Sie nach meiner Entlassung doch einmal mit mir. Dann werden Sie sehen, wie das ist mit Ihrer Vergebung. Die Schuld wird dem Vorbestraften buchstäblich nachgetragen. Gerade die Leute, die sonntags in die Kirche gehen, sind die Schlimmsten. Die zeigen mit dem Finger auf uns. ›Der war im Knast.‹ Von wegen Vergebung, Versöhnung.«

Häftlinge können nur davon träumen, bei ihrer Heimkehr wie der verlorene Sohn mit offenen Armen

empfangen zu werden. Viele haben Angst, nach ihrer Entlassung heimzugehen. Manch einem wird die Tür vor der Nase zugeschlagen. Einige können gar nicht heim: Hausverbot.

Im Gottesdienst stand ich jedes Mal auf wackeligen Beinen vor den Gefangenen. Ich habe oft gespürt, dass meine Botschaft auf eine Mauer stößt, auf die Mauer der Ablehnung. Ich wusste, was viele denken: »Der da vorne hat gut reden. Der hat ja alles, was uns fehlt.« Manche Insassen müssen lachen, wenn sie hören: »Selig, ihr Armen.« Wie viele sitzen hinter Gittern, weil sie mittellos sind. Hätten sie das Geld für einen vernünftigen Anwalt, wären sie gar nicht erst eingefahren. Ohne festen Wohnsitz wird man schnell inhaftiert: Fluchtgefahr! Selig, ihr Armen!?

Bei einer Schlägerei auch noch die andere Wange hinzuhalten, soll wohl ein Witz sein. Murren, Brummen, Rumoren, Zwischenrufe, Zwischenfälle. In der Knastkirche trifft sich Gott und die Welt. Da wird gehandelt, gedealt, getauscht. Briefmarken gegen Tabak, drei »Koffer« gegen eine »Bombe« Kaffee. Vier »Bomben« für eine goldene Uhr. 200 Euro für ein Handy.

Da reißt einer
die Seiten aus dem Gesangbuch,
feines Zigarettenpapier.

Da verkauft einer
seinen Ehering
für zwei Koffer Tabak mit Blatt.

Da bekommt eine
den »Leib Christi« in die Hand,
die siebzehn Mal zugestochen hat.

Da geht einer raus,
weil ihm schlecht wird
bei der Predigt.

Da ruft einer »Prost«,
wenn der Pfarrer
den Kelch hochhebt.

Da ringt einer mit sich,
ob er sich diesmal
zum Abendmahl traut.

Da betet einer: Herr, ich danke dir,
dass ich nicht so ein Schwein bin,
wie der Kinderficker hinter mir.

Pharisäer und Zöllner gibt es im Knast genauso wie draußen,
wo die Scheinheiligen beten: »Herr, ich danke dir, dass ich
nicht so einer bin, wie die da hinter der Mauer.« Wie draußen

wird auch drinnen gesungen: »Großer Gott, wir loben dich!« Wie falsch das klingt. »Der uns von Kindesbeinen an unzählig viel zu gut bis hierher hat getan.« Wie viele Insassen wurden von Kindesbeinen an hin und her gestoßen, verstoßen. Nicht wenige Gefangene sind Heimkinder! Manche bekamen die Ablehnung schon vor der Geburt zu spüren, etwa durch Fußtritte in den Bauch oder mit einer versuchten Abtreibung. Einmal auf der Welt geht es mit der Gewalt oft erst richtig los. Schläge, Prügel, Misshandlung, sexueller Missbrauch – nicht von irgendwelchen Sexualverbrechern, sondern vom eigenen Vater, einem »guten« Freund der Familie oder von einem lieben Onkel, vom netten Opa, vom großen Bruder. Viele können auch als Erwachsene nicht über das reden, was sie in ihrer Kindheit durchlitten haben. »Jedes Mal, wenn ich es versuche, bring ich kein Wort heraus. Meine Kehle ist wie zugeschnürt. Ich kann nur heulen.«

»Starker Helfer in der Not.« – »O Gott!«, seufzt Michaela, die seit ihrem siebten Lebensjahr von ihrem »Dad« vergewaltigt wurde. »Wie oft habe ich laut zum Herrgott gerufen, habe mir die Seele aus dem Leib geschrien! Wie oft habe ich ihn angefleht: Mein Gott, wenn du mich wirklich liebst, dann hole mich endlich zu dir! Aber ich hätte genauso gut mit der Wand reden können! Kein einziges Mal hat er mir geholfen. Und als ich neun war, drang er einmal so tief in mich hinein, dass ich voller Blut war. Dann bin ich zu meiner Mutter

gelaufen, aber die hat nichts gesagt. Wenigstens einmal hätte er eingreifen, für mich Partei ergreifen können! Doch nichts hat er getan, um mich aus den Klauen dieses Schweins zu befreien. Zwei Jahre hat das Schwein bekommen, zwei Jahre auf Bewährung. Und ich habe zwei Jahre und vier Monate abzusitzen, wegen ein paar Gramm Kokain und weil ich im Sperrbezirk beim »Anschaffen« erwischt worden bin.«

»In wie viel Not hat nicht der gnädige Gott über dir Flügel gebreitet.« Auch Reinhold kann nicht in das Loblied auf den »mächtigen König« mit einstimmen: »Ich habe keine Kindheit gehabt. Meine Mutter hat mich im Frauengefängnis Gotteszell zur Welt gebracht. Als sie mich nicht mehr stillte, wurde ich von ihr weggenommen und kam ins Kinderheim nach Ellwangen. Mit sechs kam ich heim, hatte vier Geschwister: viel Stress, viel Streit, viel Hunger. Das Klauen hat uns unsere Mutter beigebracht. Mit elf war ich schon siebzehn und hatte meine eigene Zigarettenschachtel in der Tasche. Mit zwölf hatte ich die erste Alkoholvergiftung. Mit dreizehn der erste gemeinsame Raub. Mit fünfzehn saß ich bereits im Knast. Mit siebzehn lag ich mit meinem Alten zusammen in einer Zelle im Gefängnis-krankenhaus. Im Knast bin ich groß geworden. Mit neununddreißig hatte ich schon fast dreiundzwanzig Jahre Knast auf dem Buckel. Aber dass ich keine Kindheit hatte, das tut mir an meinem Geburtstag und an Weihnachten immer noch arg weh.«

Weihnachten im Knast ist ein Kapitel für sich. Das schönste Fest des Jahres macht Menschen hinter Gittern Angst. Die Familie draußen, wenn man denn noch eine hat. Viele Insassen warten vergeblich auf ein Paket, einen Brief, eine Karte, auf ein Zeichen, dass sie noch nicht abgeschrieben sind. Auf dem Hohenasperg ging ich im Advent von Zelle zu Zelle und brachte jedem Insassen eine Kerze. Da habe ich gesehen, dass auch ganz harte Jungs weich werden und mit den Tränen kämpfen. So ein kleines Licht lässt keinen kalt, auch nicht den »eiskalten Verbrecher«. Als ich einen Gefangenen fragte, warum ihm die Kerze so wichtig ist, antwortete er: »Meiner Kerze kann ich alles sagen.« Kerzen sind im Knast nicht einmal in der Kirche sicher. Sogar vom Adventskranz neben dem Altar werden sie geklaut. »Macht hoch die Tür, die Tor macht weit« wird wohl nirgends so laut und inbrünstig gesungen wie im Knast. Aber das Tor bleibt zu, die Mauer scharf bewacht. Die Wachhabenden machen auch an Heiligabend keinen Feierabend. »O Heiland, rei die Himmel auf! ... Reiß ab vom Himmel Tor und Tür! Reiß ab, wo Schloss und Riegel für.« Aber die Zellentüren bleiben zwei- und dreifach verschlossen. Und dennoch geht hier und da eine Tür auf, »meins Herzenstür dir offen ist.«

Beim Lied »Stille Nacht« an Heiligabend können einige Häftlinge sich nicht mehr halten, ihre Tränen nicht mehr zurückhalten. Erinnerungen werden wach, das »Kind im Manne« wird geweckt. Das Kind, das noch spielen möchte.

Das Kind, das wieder glauben möchte, dass bei Gott kein Ding unmöglich ist. Das Kind, das noch so naiv war, an das Gute im Menschen zu glauben. Der tröstlichste Satz aller Weihnachtslieder ist für mich: »Christ ist erschienen, uns zu versöhnen.« Er ist die ausgestreckte Hand des Himmels; sein Handlanger möchte ich sein. Ich reiche Menschen die versöhnende Hand, die mit ihrer Hand brutal zugeschlagen, zgedrückt, zugestochen haben. Die Umarmung des Mörders sagt ihm mehr als eine Predigt über Barmherzigkeit.

Im Gespräch eröffne ich dem Gefangenen einen Raum, in dem er mir unter vier Augen seine Wunde zeigen kann. Die Wunde des ungeliebten Kindes. Die Wunde der Kindesmisshandlung. Die Wunde, bei der eigenen Familie in Ungnade gefallen zu sein. Manche Wunde blutet immer noch. Viele Gefangene schämen sich ihrer Wunde. Sie können sich selbst nicht vergeben, andere so schwer verletzt, verwundet zu haben. Manche Wunde bricht immer wieder auf, will nicht vernarben. Das Kainsmal ist dem Lebenslänglichen ein Leben lang eingebrannt.

Trost ist wie eine lindernde Salbe auf eine Wunde. Salbungsvolle Worte lindern aber keinen Schmerz. Was dem Gefangenen guttut, ist ein Mensch, bei dem er sein »Wund-sein« zur Sprache bringen, seine inneren Verletzungen aussprechen kann. Ein Mensch, bei dem er sich ungehemmt ausweinen kann. Einer, der ihm seine Wunde verbindet, verbindlich zu ihm steht. Die Treue halten,

trösten, Tränen trocknen. Im tiefen Tränental auf dem
Tränenberg Tröster vom Dienst zu sein, davon kann ich
ein Lied singen. Auch wenn mir vielfach die Worte fehlen.

2. Seid still, bitte seid still!

Gegen das Gerede

Der fragende Mensch
braucht eine Antwort,
keine Worte.

Der zweifelnde Mensch
braucht Zuspruch,
keine Sprüche.

Der verzweifelte Mensch
braucht Trost,
keine Vertröstung.

Der leidende Mensch
braucht Mitgefühl,
kein Mitleid.

Bevor wir den Mund aufmachen, tun wir gut daran, uns zu fragen: Wie würde das, was ich hier und jetzt diesem Menschen sage, bei mir ankommen, wenn ich an seiner Stelle stünde, auf seinem Stuhl säße, in seinem Krankenbett läge?

Ich denke an Klaus. Er war viele Jahre Krankenhaus-seelsorger und hatte nun Krebs im Endstadium. Klaus sagte mir: »Petrus, wenn du selbst daniederliegst, merkst du, dass alles, womit du andere zu trösten versucht hast, dir selbst nicht hilft. Ich habe Sterbenden manchmal von Mose erzählt, der auf dem Gipfel des Berges das Gelobte Land geschaut hatte, aber sterben musste, bevor er es erreicht hatte. Aber nun, da ich selbst so weit bin und ich meine Frau und unsere zwei Kinder weiterziehen lassen muss, vermag auch der Blick auf das Gelobte Land mich nicht zu trösten.«

An der großen Grenze muss der Mensch sich auf das Ungewisse einlassen und das Vertraute loslassen. Wie schwer das fällt, werden wir wohl erst erfahren, wenn wir selbst so weit sind. Über Suzys Krankenbett hing ihr selbst gemalte Bild eines Clowns. Darunter hatte sie die Worte geschrieben: »Wenn ihr nichts zu sagen habt, seid still, seid bitte still.« Ja, es ist oft besser, zu schweigen als zu reden. In so mancher Situation ist jedes Wort zu viel. Trotzdem sagen wir irgendetwas – nur damit etwas gesagt ist. Kaum haben wir die Worte ausgesprochen, ist uns klar, dass wir besser den Mund gehalten hätten. »Zwei Jahre braucht der Mensch, um sprechen zu lernen, und fünfzig, um schweigen zu lernen«, weiß Ernest Hemingway.

Der Weise weiß,
wann er schweigt.

Der Weise weiß,
wann er was sagt.

Zur rechten Zeit
das richtige Wort.

Ein Wort, das wirklich tröstet, tut gut. Aber es gelingt meistens erst dann, wenn die Zeit reif, die Beziehung zwischen zwei Menschen gereift ist. Es braucht auch nicht immer Worte, um etwas zu sagen. Eine stille Umarmung, eine leise Berührung drückt oft mehr Mitgefühl aus. Und die streichelnde Hand sagt: Du, ich bin bei dir. Ich lasse dich nicht allein. Ich liebe dich. Manchmal kann der Kranke nur noch die Hand drücken. Auch im Schweigen können zwei Menschen sich viel sagen und einander ganz nahe sein.

Am Bett eines unheilbar Kranken wird oft viel dummes Zeug geredet: »Es wird schon wieder!« – »Es gibt für jedes etwas!« – »Kopf hoch, altes Haus!« – »Unkraut vergeht nicht!« Viele Kranke können die blöden Sprüche nicht (mehr) hören. Nicht umsonst möchten manche keinen Besuch mehr. Die gut gemeinten Trostworte dienen oft dazu, sich selbst über die eigenen Ängste hinwegzuträsten. Wenn eine Frau zu ihrem krebskranken Mann im

Das Wort ist am Ende

Es bleibt der Trost

Ein Friedhof ist mit Trauer, Tränen, Leid und Schmerz verbunden. Gleichzeitig tut es gut zu sehen, dass am Ende keiner aus der Reihe tanzt. Auch wenn »die besseren Leute« nicht im Reihengrab beerdigt werden, unter dem Rasen sind alle gleich. Jedermann, wie man(n) so sagt, Monsieur wie Madame verwest und wird das, was er oder sie gewesen ist: Staub.

Endlich Gleichberechtigung. Auch die ganz Großen passen in die blecherne Büchse. Und von den Schönen bleibt auch nur wunderschöne Asche. Vom traurigsten Ort allerorts geht Trost aus. Mag einer noch so viel Geld gehabt haben, nichts kann er mitnehmen. Schon als Kranke sind die Reichen eigentlich arm dran, da sie mit ihrem ganzen Vermögen ihr Leben auch nicht um eine einzige Stunde zu verlängern vermögen. Andere waren nie krank. Aber gesund zu sterben, ist nicht schön. Ins Gras zu beißen, macht selbst Vegetariern keinen Spaß. Und für Veganer ist es auch kein Vergnügen, die Radieschen von unten anzusehen. Die Träger von Verdienstkreuzen, Orden und Medaillen haben auch kein längeres Haltbarkeitsdatum.

Alles, was Menschen zu Lebzeiten von anderen abgehoben hat, ist aufgehoben. Allein schon das Wort »Herr« wirkt lächerlich auf einem Grabstein. Wäre der Herr über den Tod Herr geworden, würde er hier nicht liegen. Es gibt nur einen Herrn und der lächelt milde über den Prof. Dr. Dr. und den Regierungsdirektor a. D. Ade, Adieu, à Dieu, bei Gott zählen weder Titel noch Auszeichnungen. Für ihn sind alle gleich gültig. Es gibt kein Oben, kein Unten mehr. Schon auf dem Friedhof gehören die Oberen zur Unterschicht. Auch die Pfarrerin und der Prediger haben auf dem Gottesacker nichts mehr zu sagen. Das Wort ist am Ende, end-gültig. Freund Hein setzt auch dem Machbarkeitsglauben ein Ende. Trotz moderner Medizin liegt die Todesrate immer noch bei hundert Prozent. Und alle haben es bisher geschafft. Das macht mir Mut. Und nicht einer ist zurückgekommen.

Wenn das kein Trost ist.

Textnachweis

Ajahn Brahm: Die Kuh, die weinte (Lotos-Verlag 2006)

Mehrere Kurztexte sind folgenden Büchern von Petrus Ceelen entnommen:

Auf einen Espresso. 365 Inspirationen für das Jahr – für das Leben (Verlag Katholisches Bibelwerk 2015)

Traue dem Leben. Worte, die Mut machen (Verlag Katholisches Bibelwerk 2014)

Am Rand – mitten unter uns. Petrus Ceelen. Mein Lebensbuch (Dignity Press 2015)

Halt die Ohren steif. 99 Friedhofsgeschichten (Dignity Press 2014)

Andreas Gabalier, Amoi seg' ma uns wieder, Audio-CD (Koch Musik 2009)

Ludwigs Hirsch, Komm, du großer schwarzer Vogel, Audio-DC (Arnadeo 2008)

Peter Maffay, Ich wollte nie erwachsen sein, Audio-CD (Ariola – Maffay 1994)